Der Sonntagsgast.

Jahrgang 18. **Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger.** **No. 23.**

Frei.

Erzählung aus dem Leben von Fritz Bauer.

Nach anstrengenden Märschen hatten die beiden Bataillone eines Infanterie-Regiments endlich um 9 Uhr Abends in einem kleinen Dorfe Rast gemacht. Der Tag war unbarmherzig heiß gewesen. Das hatte selbst der Oberst gesagt.

Eine Stunde, nachdem die Quartiere bezogen waren, fanden sich die Offiziere beider Bataillone im Gasthofe „Zum deutschen Kaiser" ein. Der Wirth hatte zu thun, um allen Wünschen seiner Gäste gerecht zu werden. Um den Stammtisch' an dem sonst der Arzt, der Schmied und einige unverheirathete Inspektoren des Ritterguts mit dem Wirth die wichtigsten Fragen erörterten, saßen jetzt die Hauptleute und einige ältere Offiziere. Eben hatten sie aus einer Cigarrenkiste des Wirths die saubersten Karten hervorgeholt, als ein Mann der zweiten Kompagnie hastig in der Thür erschien. Beim Anblick der Vorgesetzten verließ ihn der Muth. Er ging auf den Wirth zu und sprach leise einige Worte.

Die fünf Herren am Spieltisch bemerkten den Soldaten erst, als der Wirth zu einem der Hauptleute trat und ihm zuflüsterte:

„Der Herr Hauptmann Tiez möchte einmal 'rauskommen; einem Soldaten der zweiten Kompagnie ein ist Unglück zugestoßen."

Der Angeredete erhob sich und verließ nach einer kurzen Entschuldigung mit dem Soldaten den Gasthof. Die anderen Herren setzten ihr Spiel ruhig fort.

Nach Verlauf einer Stunde kam der Hauptmann Tiez zurück. Er sah angegriffen aus, weigerte sich auch, an dem Spiel noch Theil zu nehmen. Die Frage, was denn los war, beantwortete er kurz:

„Ach, lassen Sie nur—eklige Sache!"

Trotzdem erzählte er sehr bald. „Ein Mann meiner Kompagnie ist auf der Treppe ausgerutscht und hat das Genick gebrochen. Vor einer Viertelstunde ist er gestorben."

Dem Hauptmann Tiez schien der Vorfall ungewöhnlich nahe gegangen zu sein. Das merkten die übrigen Herren. Sie gaben sich deshalb doppelte Mühe, den Kameraden aufzuheitern. Es wollte nichts werden. Tiez wurde immer stiller.

Plötzlich—die Herren hatten nach und nach ihr Spiel wieder aufgenommen—begann er zu sprechen:

„Wissen Sie, meine Herren, der Fall hat mich mehr aufgeregt, als Sie vielleicht begreiflich finden. Einer der unglücklichsten Tage meines Lebens ist vorhin so lebhaft in mir wach geworden, ich muß Ihnen das auch erzählen. Sonst habe ich keine Ruhe, auch keinen Sinn für was Anderes."

Die Kameraden legten die Karten zur Seite und Tiez begann:

„Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon 'mal erzählt habe, daß ich einen Bruder hatte, der acht Jahre jünger war, als ich. Er war ein unglaublich fähiger Junge und hatte mit 20 Jahren Ansichten über das Leben, als ob er doppelt so alt wäre. Er wurde Künstler. —

Es wäre wirklich nicht so leicht gewesen, zu entscheiden, in welcher Kunst er das Vortrefflichste leistete. Der Junge dichtete,—malte, er komponirte. Dabei war er kein Kopfhänger; nicht so einer mit langen Haaren, einer Sammtjacke und schmutzigen Nägeln.

Selbstverständlich war er der Liebling Aller. Eine große Unart—mehr wohl Unerfahrenheit—hatte er, und so oft ich auf Urlaub nach Hause kam, fing er davon an. Weiß der Kuckuck, aus welchem Philosophen oder von wem er sonst seine Ansichten ableitete; kurz und gut, der Soldatenstand war in seinen Augen etwas Lächerliches, eine gänzlich blödsinnige Einrichtung.

Solange diese Ansichten Rederei blieben, ließen wir ihn. Er wußte im Uebrigen so Vieles, bewies fast für jeden Stand ein so tiefes, ernstes Verständniß; wir hatten ja auch unsere Schwächen, unsere Abneigungen. Auch blieb er, trotz seiner zwanzig Jahre, in unseren Augen ein Kind.

Ich weiß es noch, als wenn es gestern wäre. Wenige Wochen, ehe ich Premierlieutenant werden mußte, wurde er zum einjährigen Dienst eingestellt. Seine Abneigung hatte sich mit jedem Tag, je näher dieser Zeitpunkt herangekommen war, gesteigert. Als endlich der Tag der Einkleidung anbrach, soll es — wie meine Mutter mir schrieb — beängstigend um Walterchen ausgeschaut haben.

Erst ein halbes Jahr später wurde ich, unter Beförderung zum Premier-Lieutenant, in das Regiment meiner Vaterstadt versetzt, in welchem mein Bruder sein Jahr abdiente. Mein alter Oberst hatte sich auf Bitten meines Vaters bei dem neuen Oberst für mich verwendet; so kam ich sogar in dieselbe Kompagnie mit Walter.

Ich hatte bei der ersten Nachricht von meiner Versetzung, die nebenbei eine ziemliche Auszeichnung war, ein gewisses Unbehagen empfunden, als ich an meinen Bruder dachte. Aus Briefen der Mutter hatte ich allerdings gesehen, daß Walter ganz munter sei. Der Dienst mache ihm Spaß und seine Vorgesetzten hätten sich gelegentlich lobend über ihn geäußert.

Und als ich am Tage des Eintrittes in das neue Regiment erfuhr, daß Walter zum Gefreiten befördert war, schwand meine Angst, wieder den alten Starrkopf in ihm zu finden, der uns Soldaten Tagediebe und große Kinder, die mit Säbeln spielen, genannt hatte.

In der ersten Zeit ging's auch. Walter war zum April eingetreten und jetzt war Anfang November; die Rekruten wurden jeden Tag erwartet.

Walter hatte sich mir, außer draußen auf dem Hofe vor versammeltem Kriegsvolk, auch auf meiner Stube in der Kaserne vorgestellt. Ursprünglich hatte ich bei den Eltern wohnen wollen. Da aber mein Bruder dort wohnte, unterließ ich es; noch dazu, da mir in der Kaserne zwei sehr nette Zimmer angeboten wurden.

Die Rekruten kamen und damit begann reges Treiben. Walter war von den vier Einjährigen der Compagnie der Einzige, der nach dem halben Jahre Gefreiter geworden war. Er wurde daher bevorzugt und nahm oft Theil an der Ausbildung der Rekruten. Der ältere Premier-Lieutenant hatte zur Wiederherstellung seiner Gesundheit drei Monate Urlaub nach dem Süden; ich führte deshalb, wenn der Hauptmann nicht da war, die Compagnie. Die Ausbildung der Rekruten nahm ihren gewohnten Gang.— Ich muß hier bemerken, daß ich früher nicht der ruhige, fast rücksichtsvolle Soldat war, der ich heute bin. Im Gegentheil. Ich war sehr streng, leidenschaftlich, — — fast jähzornig. Und wehe dem, der noch mit der Wimper zuckte, wenn ich Ruhe geboten hatte.

Mein Urtheil über die Leistungen meines Bruders bildete ich mir sehr bald. Ich hatte damals — in der Ferne — gehört: er ist ein guter Soldat geworden. Er beweist Lust und Liebe zum Dienst und scheint gefeit gegen das Erwachen früheren Hasses zu sein.

Zu meinem großen Erstaunen fand ich das nicht.

So oft Walter einen kleineren Zug selbstständig führte oder die Mannschaften turnen oder fechten ließ, bewies er Umsicht, Geschick und Ruhe. Sobald ich aber das Commando übernahm und er nichts mehr zu sagen hatte, war es mit seiner Ruhe, wie mir schien sogar mit seinem guten Willen, vorbei.

Anfangs glaubte ich mich zu täuschen. „Das wäre ja doch ein kaum zu glaubender Eigensinn gewesen," sagte ich zu mir selbst.

Ich prüfte darum lange, kam aber zu meinem Schmerz doch auf die erste Empfindung zurück.

Es war so. Der Junge war also entweder in meiner Gegenwart eingeschüchtert, oder sein ganzes Auftreten, seine Schneidigkeit, seine Pflichttreue und Liebe zum Dienst, die ihm nachgesagt wurden, waren Verstellung.

Ich beschloß, ihn nochmals zu beobachten.

Es war am Tage der Rekruten-Besichtigung. Alles war bis jetzt wie am Schnürchen gegangen. Jetzt kam das Turnen. Die einzelnen Rotten wurden zu den verschiedensten Geräthen geführt.

Um kurz zu sein: die Riege, die mein Bruder vornehmlich einexerzirt hatte, versagte vollständig. Der Oberst sprach seinen Unwillen über die grenzenlose Schlappheit aus. Wir bekamen Alle unseren Rüffel, vom Hauptmann bis zum Unteroffizier.

Nach der Vorstellung treffe ich Walter. Er geht stramm an mir vorüber, grüßt und — lächelt, als ich ihn wüthend ansehe.

Ich rufe ihn an: „Tiez! kommen Sie in einer Stunde zu mir, — — auf mein Zimmer!"

„Jawohl — Herr Lieutenant!"

Er kam nicht. Bei der Instruktionsstunde, die ich am nächsten Morgen abhielt, wurde er als fehlend gemeldet. Auch am nächsten Tage kam er nicht zum Dienst; er war verschwunden, ohne Urlaub. Kein Mensch hatte ihn gesehen. Ein Zufall fügte es, daß der Hauptmann direkt nach der Besichtigung auf zwei Tage fort war; so konnte ich Walter's Verschwinden noch geheim halten; umsomehr als ich sicher vermuthete, ihn am Nachmittage doch noch bei den Eltern zu finden.

Auch dort war er nicht gewesen. — —

Dagegen fand ihn mein Bursche am dritten Tage ohnmächtig in meiner Schlafstube auf der Diele liegend.

Wo er gewesen, — — — warum er sich fast drei Tage vom Dienst fernhielt, blieb mir während langer Wochen unerklärlich. Er verweigerte im Lazareth, wohin er noch an demselben Tage geschafft wurde, jede Auskunft. Alles, — — was man aus ihm herausbrachte — —, war: er fühle sich so schwach! Er habe Stiche im ganzen Körper und vieles andere.

Als ich ihn zwei Tage später besuchen wollte, sagte mir der Lazareth-Gehülfe, daß der Arzt jeden Besuch streng verboten habe, auch von mir. Zwei Monate ging das so fort. Ich erkundigte mich täglich. Ein Gefühl der Verantwortung, welches ich mir nicht recht erklären konnte, lastete auf mir. Von den behandelnden Stabsärzten erfuhr ich, daß Walter einen nicht unbedeutenden Gelenk-Rheumatismus habe.

Ich weiß nicht, ich konnte nicht daran glauben. Immer wieder stellte ich mir die kerngesunde Gestalt Walter's vor. — — Wie sollte der zu diesem Leiden gekommen sein? — — — — Da, eines Tages erhielt ich einen Brief — — von Walter. Kurze, oft unfaßliche Sätze.

„Ich habe den Soldatenstand gehaßt, — — Du weißt das. — — — Beim Dienen habe ich Tag und Nacht gekämpft, gegen meine Empfindungen. — — — Meine äußerliche Ruhe hat Alle bestochen. — — Du siehst ja, ich bin sogar „Gefreiter" geworden. Als Einziger! — — — Aber seit Du im Regiment bist, — — Hans! Ich kann Dir meinen Zustand nicht beschreiben. — — — Du hast es ja auch gemerkt. — — — Ich höre noch Deinen Ruf: kommen Sie in einer Stunde auf mein Zimmer! — — — Weißt Du, Hans, was mir fehlt? — — — Nichts!! — — — Weißt Du, warum ich hier bin?? — — Um nichts! — — — Doch ja! Aus Furcht — — vor mir selbst. — — Ich habe Dir ein Leid zufügen wollen. — — Du solltest auch nicht Soldat sein. Was habe ich gekämpft!! — — — Damals, als ich in Dein Zimmer schlich. Wahrhaftig! Hans, ich wollte Dir in der Nacht die Hand durchschießen. — — — Dann aber hat mich das Bild von Mama so strafend angesehen, — — da habe ich mich ohnmächtig gestellt, als ich Jemand kommen hörte. — — Es war Dein Bursche, Hans! Das weißt Du ja. — — — Hans! Ich beschwöre Dich, Du weißt — — ich kann so manches — —, wozu muß ich — — Soldat sein??! Ich habe mich verstellt, — — thue es täglich. — — Selbst die schlauen Stabsärzte glauben an meine Krankheit. — — — Ich beschwöre Dich, — — Hans! Sage Du nun Keinem etwas, sondern komm' erst zu mir! — — Neulich war der Adjutant bei mir — — — ich kann in wenigen Tagen entlassen werden, — — frei sein — —, wenn Du Dich für mich verwendest! — — Hans, Hans! Verrathe mich nicht. Komm zu mir, wenn Du mich nicht verachtest. Heute Nachmittag. Ich habe die Aerzte gebeten, Dich sehen zu dürfen. — — — Natürlich muß ich Komödie spielen, — — — lache nicht, wenn Du mich so siehst. Ich gehe mühsam auf Krücken, wie Onkel Excellenz. Gott im Himmel, Hans! Ich schreibe Dir das so Alles, — — Du bist doch aber mein Bruder! Ich erflehe Dein Kommen. Walter."

Eine Thräne stahl sich dem Hauptmann Tiez aus den Augen. —

„Nun, meine Herren, ich bin zu Ende! Als ich am Nachmittage in das Lazareth kam, sah ich meinen Bruder im langen Lazareth-Anzug an zwei Krücken mir entgegen kommen.

Als er mich sieht, strahlen seine Züge. Er will die kurze Treppe herunterkommen — mir entgegen —; da stürzte er über die Krücken, — — und so unglücklich, daß er das Genick brach. — — —

Ich stand an der Bahre, auf der sie ihn in sein Zimmer getragen hatten. Er drückte mir die Hand und — — — starb.

Am nächsten Tage wurde mir sein Paß zugestellt. Darauf stand:

„Laut Entscheidung der Hülfs-Ober-Ersatzcommission vom.....als feld- und garnisondienstunfähig anerkannt."

Die Bettlerkirchweih.

Erzählung nach einer wahren Begebenheit von Ludwig Habicht.

Das liebliche Gersau gilt als Uebergangsstation für die Kranken, die im Frühling aus dem sonnigen Süden wieder in die deutsche Heimath zurückkehren, und es liegt auch ganz anmuthig in seiner riesigen Bergwiege, dort am romantischen Vierwaldstättersee. Im vorigen Jahrhundert versammelten sich in diesem reizenden Erdenwinkel an gewissen Tagen im Jahre ganz andere menschliche Zugvögel; dort wurde die sogenannte „Bettlerkirchweih" abgehalten, und von weit und breit strömten die Gauner und Vaganten herbei, um hier in der kleinen Republik ein freies, tolles Leben zu führen, denn Gersau war zu jener Zeit noch ein selbstständiges Republikchen, bis es im Jahre 1820 dem Kanton Schwyz einverleibt wurde.

Und auf solcher Bettlerkirmeß ging es sehr übermüthig zu; an diesem Tage vergaßen die Bettler ihr Elend und ihre Noth; sie sangen und jubelten mit den vom Schicksal Begünstigten um die Wette, ja, sie trieben es wohl in ihrem Galgenhumor viel ärger als je die Reichen.

„Mein Weib und ich, können schön tanzen,
Sie mit dem Bettelsack, ich mit dem Ranzen."

Das klang schier als Leitmotiv durch das wüste, tolle Treiben.

Zu den Vaganten und Bettlern hatte sich heute auch ein junger Mensch gesellt, der freilich nicht dieser Zunft angehörte, aber gern dabei war, wo es toll und lustig zuging und wo man der Alltagssorge ein Schnippchen schlug. Werner Stauffacher trug nicht nur einen in der Schweiz geachteten Namen; er war auch wohlhabender Leute Kind; aber er hatte den Vater früh verloren und die Mutter war zu schwach gewesen, um ihren einzigen Sohn unter die rechte Zucht zu nehmen, der es nach dem Tode der alten Frau so bunt getrieben hatte, daß sein hübsches Besitzthum vergantet wurde und er jetzt als Melkknecht sein Brod verdienen mußte.

Der junge Bursche fragte freilich wenig danach, daß sein väterlich Erbe so rasch in die Brüche gegangen, er lebte froh und sorglos in den Tag hinein, und wenn er das Vieh auf die Berge trieb, dann jodelte er mit seiner frischen Stimme so lustig in die Welt hinaus, als gehöre ihm diese schöne Welt ganz allein.

Auch heute trieb sich Werner unter dem nach Gersau geströmten Bettlern übermüthig herum; er hatte für diesen Tag sein Vieh der Obsorge eines Kameraden übergeben, denn er durfte doch bei der Bettlerkirchweih nicht fehlen, wo es so toll zuging, wie es ihm gerade am besten behagte. Heute war Werner Stauffacher ganz besonders glücklich; er hatte eine Prachtdirne an seiner Seite; Helene Bruner galt als das schönste Mädchen in der ganzen Republik, und es war ihm gelungen, sie zu überreden, daß sie wenigstens auf ein halbes Stündchen mit ihm kam, um sich das lustige Treiben einmal anzusehen. Helene gehörte nicht zu dieser leichten Sorte; sie war ein kreuzbraves, ordentliches „Frauenzimmer," wie man noch heute in der Schweiz sagt, aber sie liebte den hübschen, stattlichen Burschen über alle Maßen, und so war Helene heute seiner Einladung endlich gefolgt, aber sie hing doch etwas ängstlich an seinem Arme und schaute nicht ohne Furcht und Zagen in das wüste, tolle Treiben.

Wie noch Werner, die Geliebte am Arm, übermüthig froh umherstolzirte, kam ein betrunkener Vagant auf ihn zu, und als er der hübschen Dirne ansichtig wurde, rief er lachend aus: „Von der muß ich einen Kuß haben!" und er versuchte auch sogleich, sein Verlangen zur Ausführung zu bringen.

Werner, empört darüber, versetzte dem Trunkenen einen so kräftigen Stoß, daß der riesengroße Kerl zurücktaumelte. Eine solche entschiedene Abwehr hatte der Vagant nicht erwartet, er schrie zornig: „Na, warte, Kleiner, das sollst Du büßen! Mit dem langen Niklas ist nicht gut Kirschen essen!" Der Trunkene schien plötzlich nüchtern geworden zu sein; er zog ein Messer hervor, das er in seinem Stiefelschaft verborgen gehalten, und stürzte damit wuthentbrannt auf Werner los. Der Vagant würde auch sicher seinem Gegner das Messer in die Brust gestoßen haben, wenn nicht Helene mit einem verzweifelten Schrei dem Riesen in den Arm gefallen und so dem Messer eine andere Richtung gegeben hätte. Sie selbst aber trug freilich dabei eine Wunde davon.

Nun gewahrte Werner, daß es hier auf Tod und Leben ging; es gelang ihm, dem Wüthenden die gefährliche Waffe aus der Hand zu winden, und wie es gekommen, — er wußte es selbst nicht; aber im nächsten Augenblick brach der Riese zusammen und ein mächtiger Blutstrom drang aus seiner Brust. Noch ein kurzes Röcheln und der Vagant hatte sein Leben ausgehaucht.

Da waren schon die Häscher an Werner's Seite, sie legten ihm Handschellen an, und wie auch Helene flehte und bat, daß ihr Geliebter ganz unschuldig sei, er wurde ohne Weiteres in's Gefängniß geschleppt.

Helene wollte rasch entschlossen Werner dahin begleiten, aber man stieß sie rauh zurück, und ein Bader, der bemerkte, daß die Dirne am Arme verwundet sei und das Blut noch immer an ihrem weißen Hemdärmel herunterlief, zog sie mitleidig in sein Zimmer und legte ihr einen Verband an. Er kannte Helene als ein braves, ordentliches Mädchen, und als er ihr jetzt Vorwürfe machte, daß sie sich heute unter die Vaganten und Bettler gemischt habe, sagte sie mit trübem Lächeln: „Ja, wenn Ihr wüßtet, wie er mich gebettelt hat, dtr Werner!"

„Versteht er das Betteln so? Und Du bist so vernarrt in ihn? Dem geht's freilich an den Kragen, der wird gehängt!"

„O, sagt das nicht! rief Helene ganz entsetzt.

„Gewiß, er hat den Riesen Niklas todt gestochen, dafür wird er gehängt, das ist Gesetz!"

„Aber er hat's nur aus Nothwehr gethan!„

„Hilft nichts, er wird gehängt, ich kenne die Gesetze," erklärte der Bader mit großer Sicherheit.

„Und ist ihm gar nicht zu helfen?" fragte Helene.

„Ja, wenn der Werner einen Advokaten hätte, der könnte ihn wohl vom Galgen losschwatzen, aber das kostet viel Geld!"

Einen Advokaten! — Helene ließ einen Augenblick den Kopf hängen, aber dann blitzte ihr ein Gedanke durch das Hirn. War nicht der Advokat Grimmbacher ihr Pathe? Hatte der alte Herr sich nicht stets liebenswürdig gegen sie gezeigt?

Rasch entschlossen, suchte sie den Herrn Pathen auf, und der alte Herr, der ein Gesicht hatte, wie Pfeffer und Salz gemischt, zeigte auch wirklich eine Art Lächeln, als Helene in seine Schreibstube trat.

Sie erzählte ihm kurz und bündig das Geschehniß, und als sie geendigt hatte, nahm er nachdenklich eine Prise.

„Schon gut, Nothwehr! Aber Todtschlag bleibt's immer, da wird kein großes Federlesen gemacht, besonders mit Leuten, die sich auf der Bettlerkirmeß herumtreiben!"

„Ach, einziger, lieber Herr Pathe, retten Sie den Werner! Ich werd's Ihnen mein Lebtag nicht vergessen. Sie sind ja so klug und gelehrt und Sie werden ihn schon losbringen. O, ich bitt' sehr schön!"

Der alte Herr betrachtete mit Wohlgefallen sein Pathenkind. In ihrem Schmerz und in ihrer Verzweiflung war das Mädchen von einer wahrhaft rührenden Schönheit, und sein vom "jus" längst ausgetrocknetes Herz empfand ein ehrliches, tiefes Mitleid. „Ja, zum Tode werden sie ihn schon verurtheilen," sagte der alte Advokat, und als Helene bei diesen Worten, wie von einem furchtbaren Schlage getroffen, zusammenzuckte und die Hände laut schluchzend rang, setzte er begütigend hinzug: „Na, weine nicht, vom Urtheil bis zum Galgen ist immer noch ein weiter Schritt, und ich will sehen, was sich thun läßt!"

Schweren Herzens verließ Helene den Advokaten, sein Ausspruch hatte zu wenig tröstlich gelautet.

Schon wenige Tage später wurde Werner Stauffacher der Prozeß gemacht. Man war sehr verwundert, daß der tüchtigste Advokat in der Republik seine Vertheidigung übernommen hatte; aber noch mehr erstaunte man, als Grimmbacher gar nicht bemüht war, die That des Angeklagten in ein günstigeres Licht zu rücken, im Gegentheil ganz kurz erklärte: „Ja, meine Herren Richter, der junge Mensch hat den langen Niklas auf der Bettlerkirchweih todt gestochen, und nach unseren Gesetzen muß er dafür gehängt werden."

Die Richter steckten die Köpfe zusammen, eine solche Vertheidigungsrede hatten sie doch noch nicht gehört, aber Grimmbacher fuhr mit großer Ruhe fort: „Ja, der junge Werner Stauffacher hat den Tod durch Henkershand verdient, aber, meine lieben Freunde, wir müssen uns doch die Sache ein wenig überlegen. Wir haben in unserer Republik keinen Henker, und Gott sei Dank, bislang keinen nöthig gehabt; wir müssen ihn erst aus Basel oder Zürich kommen lassen, und das kostet ein heidenmäßiges Stück Geld; er bringt noch seine Leute mit und wir haben an Reisespesen und Executionskosten so viel zu zahlen, wie die beiden Kerle, der Werner und der Todte, nimmer werth sind, und daß der lange Niklas unter die Erde gebracht ist, darüber können wir Alle, meine ich, herzlich froh sein!"

Das klang den Richtern sehr vernünftig und man nickte zustimmend mit den Köpfen. „Nun, ich dächte, fuhr Advokat Grimmbacher fort, „wir lassen den Werner laufen und bannen ihn nur für seine Lebenszeit aus unserer Republik, da ist der Gerechtigkeit Genüge geschehen und unserem Säckel ist eine hübsche Summe erspart geblieben!"

Jetzt ging ein allgemeines beifälliges Gemurmel durch die Reihen der wackeren Richter. Wo es sich um Geldsachen handelt, hat der Schweizer stets ein rasches Verständniß gehabt. — Ja, der Advokat hatte Recht, warum sollte man so viel Kosten aufwenden, um ein Verbrechen zu bestrafen, das an der Bettlerkirmeß begangen worden! Wenn der Bursche aus dem Bereiche der Republik gewiesen wurde, da war er bestraft genug, und der Vorschlag des schlauen Advokaten wurde einstimmig zum Beschluß erhoben. — Und so geschah es, wie die Chronik berichtet, daß in Gersau ein zum Tode Verurtheilter, um Kosten zu sparen, noch einmal am Galgen vorbei kam, der ihm bereits gewinkt hatte.

Werner Stauffacher mußte freilich die kleine Republik sogleich verlassen; nun, er brauchte nicht weit zu gehen und kam bald über die Grenze. In Wiggis fand er schon ein Unterkommen. Die harte, schwere Prüfung mußte doch nicht spurlos an ihm vorübergegangen sein; — der früher so leichtfertige Bursche zeigte sich jetzt völlig verändert, er hielt sein Geld zu Rathe, und nachdem er Helene als sein Weib heimgeführt hatte, gelang es ihm, ein kleines Heimweisen zu kaufen, auf dem er glücklich und zufrieden, im Kreise der Seinigen ein still bescheidenes Dasein führte. Er war der beste und solideste Ehemann geworden, hatte er doch seiner Helene, die bis in ihr hohes Alter eine viel bewunderte Schönheit blieb, sein Leben zu verdanken. Obwohl die Bettlerkirchweih noch immer abgehalten wurde, nach der Nachbarrepublik Gersau zog es Werner Stauffacher nicht mehr.

Brautwahl in Rußland.

Zu jenen Ländern Europas, in denen sich urulte Sitten und Gebräuche bis auf den heutigen Tag erhalten haben, gehört in erster Reihe Rußland. Ein bekannter Ethnograph, der das Innere Rußlands bereist hat, schildert eine noch aus uralter Zeit herstammende eigenartige Brautwahl folgendermaßen: Auf den Dörfern im Innern Rußlands herrscht um die Weihnachtszeit eine alte Sitte, deren Folgen oftmals für zwei Menschenleben verhängnißvoll geworden sind, sei es zur Freude oder zum Leid. — Gewöhnlich kündet einer der angesehensten Bauern im Orte an, daß die Festlichkeit bei ihm abgehalten werden wird, und eiligst begeben sich dann alle jungen Männer aus der Umgegend in das gastliche Haus. Ihnen folgen in geziemender Langsamkeit, aber nicht weniger eifrig die Dorfschönen. Es wird getanzt und gesungen, Spiele werden veranstaltet und Räthsel gerathen — alles dies ist aber nur das Vorspiel zu dem großen Ereigniß, wo der Zufall zum Handlanger der Liebe gemacht wird. Wenn die richtige Stunde gekommen ist, giebt die Wirthin ein Zeichen und zieht sich dann, begleitet von sämmtlichen jungen Mädchen, in ein anderes Zimmer zurück. Dort setzen sie sich auf lange Bänke, und die Hausfrau umhüllt jede mit breiten Stoffstreifen. So fest werden die Mädchen eingewickelt, daß ihre Haare und Gesichtszüge vollständig unsichtbar sind, dann folgen Hals, Schultern und Arme und die ganze Figar, bis die Gestalt mehr einem großen Wickelkind als einem erwachsenen Menschen gleicht. Dies sind die Vorbereitungen. Die Handlung spielt sich ab, wenn die jungen Männer, einer nach dem andern, wie es vorher durch das Loos bestimmt wird, in das Zimmer treten. Jeder Einzelne nähert sich der Reihe von verschleierten Schönen und sieht sie prüfend an. Augen und Ohren nutzen nichts, nur die Berührung kann helfen. Das Auge des verwirrten Verehrers sucht durch die verhüllenden Falten hindurchzudringen, um die Persönlichkeit seines Ideals ausfindig zu machen, und wenn er endlich seine Wahl getroffen hat, erhält er das Vorrecht, die umwickelnden Tücher loszulösen und sich von der Identität seiner Erwählten zu überzeugen. Und jetzt kommt der große Moment — der Moment des Entzückens oder der Verzweiflung, wenn sich Seele zu Seele in einem Liebesblick findet, oder wenn die Enttäuschung aus dem unterdrückten Seufzer und dem gesenkten Auge spricht. Die Sitte erheischt, daß sich die so zusammengefundenen Paare mit einander vermählen und wenn dies einem der beiden Betheiligten nicht recht ist, hat er eine schwere Geldbuße zu zahlen. Aus dieser Lotterie sollen ebensoviel glückliche Ehen hervorgehen wie aus anderen Heirathen, denen eine lange Werbung vorangegangen ist.

Off Schusder'sch Rappen.

Off Schusder'sch Rabben reiden
Isd's Scheensde off där Wäld,
Mer fälld nich dief bein'n Schdärzen;
Das Reiden gosd't gee Gäld.
Mer gann an jeden Orde
Sich alles hibbsch ansähen.
Mer fiehd dä Blumen bliehen
Und heerd dä Hähne grähn.
Mer magt nich Färd und Wagen,
Wenn Leib und Geisd gesund
Mer sorgd Sie frieh und Awends,
Daß nich dä Fieße wund.
Mer freid sich ieweri Weezen
Und iewern fädden Glee.
Mer fragd dä fremden Leute
Und sagd zun'n Schluß: „Haddjeh!"
Wie mich's an Sommerdagen
Nach Bärgl und Dhal verlangkd!
Gehn draußen droff dä Sohlen,
Dä liewe Frau nicht zangkd.

Enttäuscht.

Fräulein: „Sie haben mir neulich eine recht vergnügte Stunde bereitet, Herr Kritzler!"

Schriftsteller (geschmeichelt): „Sie haben sich mein neues Lustspiel angesehen?"

Fräulein: „Das nicht, aber ich habe Ihnen vom Fenster aus zugeschaut, wie Sie das Radfahren erlernten!"